

Citation style

Börsch-Supan, Helmut: review of: Christoph von Wolzogen, Karl Friedrich Schinkel. Unter dem gestirnten Himmel, Frankfurt am Main: Edition Fichter, 2016, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 67 (2016), p. 271-273, DOI: 10.15463/rec.reg.1697257689

First published: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 67 (2016)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Christoph von Wolzogen: Karl Friedrich Schinkel. Unter dem gestirnten Himmel. Frankfurt am Main: H. W. Fichter Kunsthandel und Edition 2016, 2 Bde., 483 und 332 S., 112 Abb.

Der Name Wolzogen hat in der Schinkel-Forschung einen guten Klang. Schinkels Schwiegersohn Alfred von Wolzogen hat 1862–1864 mit den vier Bänden „Aus Schinkels Nachlaß“ ein auch heute noch unentbehrliches Quellenwerk geliefert. Obgleich die Literatur über den inzwischen weltweit geachteten Künstler unübersehbar geworden ist, fehlt bis heute eine zuverlässige, aus den reich fließenden Quellen geschöpfte Biographie, die uns das singuläre Phänomen Schinkel im Zusammenspiel von Prägung und Entfaltung verstehen läßt. Sie zu verfassen hat sich Christoph von Wolzogen, ein rhetorisch hochbegabter Philosophiehistoriker, vorgenommen und in nur etwa fünf Jahren zum Abschluß gebracht dank einer aus Begeisterung entsprungenen gewaltigen Anstrengung, freilich auch mit Hilfe der modernen Informationstechnik. Das Werk ist wie das Schinkels eine Frucht des Zeitgeistes und der Denkpraxis des Verfassers, der keinesfalls hinter seinem Gegenstand zurücktreten will. Für den Leser ergibt sich daraus die Schwierigkeit, das Verstehenkönnen Schinkels mit dem Wolzogens in Einklang zu bringen.

Als Gebrauchsanweisung ist dem Werk ein Ausspruch von Horst Janssen vorangestellt: „Nimm getrost den Pathos zu Hilfe. Dank seiner kannst du behaupten, der leere weiße Raum sei die hohle Hand Gottes, in der ansonsten nix ist außer diesem faulenden Apfel – das Universum“, ein frappierender Kontrast zu dem so schön gewählten Untertitel „Unter dem bestirnten Himmel“, der an Kant und an die berühmte Zauberkloppeldekoration mit der Königin der Nacht denken läßt. Solche munteren Sprünge aus der Schinkelzeit in eine am Absurden sich labende Gegenwart durchziehen das Buch, in dem das immense Wissen des Verfassers wie ein Neujahrsfeuerwerk abgebrannt wird und keine Langeweile aufkommen läßt. Wie kaum ein anderer Künstler hat Schinkel Berge von Texten hinterlassen, vor allem auch solche aus seinem Alltag als Baubeamter, die keineswegs vollständig veröffentlicht worden sind. Wolzogen hat viel Neues in Archiven aufgespürt, gelesen, manches abgedruckt und sinnentstellende Fehler früherer Autoren korrigiert. Die schönste Entdeckung, die dem Autor gelungen ist, erklärt, warum bei den verlorenen Museums-Fresken der „Tanz der Gestirne um Uranus“ für die linke Schmalseite der Vorhalle dem Grabhügel auf der rechten entspricht. Schinkel wurde nämlich an dem gleichen Tag, dem 13. März 1781, geboren, an dem Wilhelm Herschel den ersten neuen Planeten nach den Babyloniern entdeckte. Er nannte ihn „Uranus“. Hervorzuheben sind ferner Erkenntnisse zur Biographie von Susanne Berger, darüber wie und wann Schinkel sie kennengelernt hat oder zu dessen Verhältnis zur Familie des Freiherrn von Eckardstein. Es wird auf viele bisher nicht ausgewertete Quellentexte hingewiesen, so Tagebuchnotizen Jakob Ignaz Hittorfs über einen Besuch Berlins im August 1821, bei dem er Schinkel nicht begegnet, weil er sich in Pommern aufhält, aber dessen Werke bewundert, oder das bisher ganz unbekanntes Tagebuch der Italienreise des Schwagers Wilhelm Berger von 1823. Zu Recht betont Wolzogen die Wichtigkeit der hinterlassenen Texte Schinkels, die er fast vollständig neu transkribiert hat, aber letztlich wirkt der Künstler doch am meisten durch das Sichtbare.

Die Arbeitsleistung Wolzogens verdient großen Respekt, den dieser allerdings manchen Vorgängern versagt. Paul Ortwin Rave, den Initiator des seit 1939 erscheinenden, inzwischen auf 22 Bände angewachsenen Karl-Friedrich-Schinkel-Lebenswerkes, schätzt er offenbar nicht sonderlich, obwohl dessen in schwierigsten Zeiten bewährtes Arbeitsethos dem Schinkels nachgeeifert hat. Hier fällt der Ausdruck vom „sogenannten Schinkel-Lebenswerk“ (S. 313, II S. 171). Nicht hinnehmbar ist ein Angriff auf den Band der Bühnengewürfe, wo es heißt: „Das einzige was Harten ... zur ‚Gegend am Meer‘ einfällt ist: ‚Das Meer kannte Schinkel aus eigener Anschauung.‘“ (II S. 171). Dabei schreibt die Verfasserin eine ganze Seite über das Blatt. In dem ersten Planentwurf des Ganzen von 1941 hatte Rave angekündigt, nach einer möglichst vollständigen Sammlung aller schriftlichen und bildlichen Dokumente aus der Überschau des gewaltigen Oeuvres einen Band „Leben“ mit einem umfassenden Bild der Persönlichkeit und ihres Umfeldes herauszubringen. Ob Wolzogens Werk das leistet, sei dahingestellt.

Eine Biographie muss angemessen proportioniert sein. Neues kann ausführlicher als Altbekanntes behandelt werden, hier jedoch ist die Spätzeit stark vernachlässigt wie auch das beharrliche Wirken in allen Gebieten Preußens und weit darüber hinaus im Widerstand gegen Beschränktheit jeder Art. In Wolzogens Arbeit liegt eher eine breit angelegte Sammlung von flüssig geschriebenen Studien vor, die in acht Hauptkapitel mit je drei bis elf, insgesamt 54 Unterkapitel, gegliedert ist. Die Überschriften klingen meist poetisch, etwa „Rosenrot oder eine Königin stirbt“ (S. 271). Das Ganze ist komponiert und inszeniert, ja es hat den Charakter eines Kunstwerkes. In der Mitte steht das Kapitel „Passive Tugend oder ein Monarch außer Mode“, ein Plädoyer für Friedrich Wilhelm III. mit elf knappen Überschriften (S. 217–245). Man erfährt viel Interessantes, auch zur Geisteshaltung der führenden Köpfe in der Reformära, zu Schinkel aber im Grunde nur, daß das Verhältnis auf „Seelenverwandtschaft“ beruhte und jedenfalls „geräuschlos“ und direkt gewesen sei: „Kein Umweg über den Kabinettsrat ... Schinkel geht zum König“. Wolzogens einziges Beispiel betrifft des Königs Privathaus, den Schinkel-Pavillon (S. 243f.). Dagegen stehen viele andere, wo sich Schinkel nur über den Kabinettsrat und – mehr noch – über Minister, die seine Argumente oft nicht weiterleiteten, an den König wenden konnte. Woher kommt Schinkels Klage, daß mit einem Federstrich seine „angestrengte Arbeit durchwachter Nächte“ zunichte gemacht werden konnte?

Manchmal geht Wahrheit in Dichtung über (S. 28f.), so wenn in die Schilderung des Stadtbrandes von Neuruppin 1787 eine erfundene Reminiszenz des elfjährigen Schinkel auf dem Schulweg eingeflochten ist oder wenn – lustiger – Schinkel und seine Susette sich 1805 wiedersehen und er italienisch, sie aber französisch spricht. Bei einer falschen Schlußfolgerung bemerkt Wolzogen (II S. 53): „Solche Kontaminationen machen Literatur lebendiger, aber leider nicht wahrer“. Sein Text ist sehr lebendig.

Er zitiert eine Bemerkung Johann Gottfried Schadows über Friedrich Gilly (S. 99): „Gilly verschmähte es nicht, für Geschirre, Gefäße und Hausgeräte Zeichnungen und Gestaltung anzugeben, die den feinsten Geschmack zeigten“ und fährt fort: „Man liest den Schluß und überhört den hauchfeinen abschätzigen Unterton.“ Wolzogen überhört ihn nicht, aber es ist nicht der Schluß, denn Schadow fährt fort: „In Figuren und Landschaft bewies er dieselbe Gewandtheit, bis er bei den großen Bauten ins Reich der Wirklichkeit gezogen wurde und hier den Kampf mit der Poesie zu bestehen hatte.“ Schadow schreibt eben nicht so wie Wolzogen.

Dieser hat Recht, wenn er auf jeden Buchstaben achtet, doch die Genauigkeit müßte auch für die Zahlen gelten. Denn die für ihn so wichtige Uranos-Gouache, die er für den frühesten der Freskenentwürfe hält (S. 26) ist „Schinkel 1831 im November“ bezeichnet. Der erste Entwurf ist der für „Jupiter und die neue Götterwelt“ von 1828. Das ist nicht unwichtig, denn die Jahre 1829 und 1830 sind eine Krisenzeit, in der Schinkel das durch Überanstrengung herbeigeführte Nachlassen der Kräfte fühlt und das Erdbeben der Juli-Revolution auch in Berlin verspürt wird. Das Porträt Schinkels von Carl Christian Vogel von Vogelstein, das Wolzogen als zu jugendlich erscheint, ist „30. Dezember 1821“ datiert und nicht 1824 (S. 10). Samuel Rösel hat seine beiden Zeichnungen vom Grab Friedrich Gillys in Karlsbad nicht am 3. und 4. Juli 1807 gezeichnet, sondern 1801 (S. 83, II S. 48), denn 1802 stellte er in Berlin zwei andere Zeichnungen aus Nordböhmen aus.

Wolzogen bemerkt, was andere vor ihm übersehen haben, aber seine übertreibende Phantasie spinnt gern die Entdeckungen weiter. Karl Gotthard Graß, der Schinkel auf der Sizilien-Reise begleitete, besichtigte in Syrakus ein Kastell, in dem ‚Mohrinnen‘ gefangen gehalten wurden. Eine unter ihnen fällt als imponierende Erscheinung auf, die „gleichsam als Königin“ verehrt wurde (S. 159f.). Schinkel berichtet nichts von dieser Besichtigung, aber Wolzogen meint, er habe sich ein Vierteljahrhundert später an die „Königin“ erinnert, denn auf einem der 18 Blätter, die mit stichwortartigen Überlegungen zu den Museums-Fresken gefüllt sind, liest man: „Im Hafen ein absegelndes Schiff, die Mannschaft auf einem vorn liegenden Schiff salutirt aus den Mastbäumen u. vom Schiffsschnabel. Eine Mohrin mit einem Kind auf dem Molo sitzend sieht sehnsuchtsvoll dem abgehenden Schiff nach. – Flanke links Uranus u. um ihn Gestirnen-Tanz. – Flanke rechts. Nacht. Trauer am Grabhügel“. Wolzogens Kommentar (zu der nicht ausgeführten Idee) lautet: „Schinkels Mohrin ist sein unbekanntes Meisterwerk, die erhöhte Mitte zwischen Anfang und Ende. Hier ist

die Sehnsucht nach der Fremde mit der Sehnsucht der Fremden versöhnt. Hier erst ist die Reise nach Italien vollendet.“

Während er sich auf den Feldern der Philosophie und der Philologie souverän bewegt, stolpert er auf dem der Kunstgeschichte. Schon die erste der meist schlechten Abbildungen verblüfft: ein „Porträt Schinkel à la Gerhard Richter ... (Kondensierender Ausschnitt, Kopie von einer polnischen Internetsseite)“. Was an Richter erinnert, ist die verwaschene Wiedergabe eines Ausschnitts aus dem Titelblatt von Athanasius Raczyński's Werk „Die neuere deutsche Kunst“ von Wilhelm (nicht Friedrich) Kaulbach, der sich hier auf Friedrich Drakes Statuette von 1835 stützt. Das Antlitz des Künstlers in Franz Catels Porträt, bei dem es auf das Neapeler Interieur ankommt, wird „à la Mick Jagger“ genannt (S. 10).

Auch mit Selbstbildnissen hat Wolzogen nicht viel Glück. Die Selbstkarikatur des noch ganz unreifen Schinkel in dem frühen Skizzenbuch von 1795–97, einer Fundgrube für Tiefen- und Untiefenpsychologen, wird erstmals „Selbstbildnis als Satyr“ betitelt, obwohl die langen Ohren fehlen (S. 51, Abb. 5), aber so läßt sich der Witz anbringen, Schinkel sei seiner Zeit voraus. Man müsse nur Picassos „Selbstporträt als Faun“ (das nicht nachgewiesen wird) danebenlegen. Ich habe keines gefunden. In dem kleinen Gemälde mit der Villa Gabain von 1820, wo Schinkel sein Bildnis eingefügt hat, soll dieser eine Brille tragen, tut er aber nicht (S. 12). Und was in dem Hauptwerk „Blick in Griechenlands Blüte“ niemand gesehen hat, sieht Wolzogen (S. 315f., Abb. 65). Die beiden Männer an der Hebebühne seien Schinkel und Beuth. Schließlich das 1837 dem Urfreund geschenkte Aquarell, über das neuerdings viel diskutiert wird. Alfred von Wolzogen schreibt 1864: „Beuth, auf dem Pegasus über seiner Fabrikstadt schwebend und Seifenblasen machend; darunter Andeutung eines Zimmers, welches er zuerst im Gewerbe-Institute zu Berlin bewohnte.“ Christoph von Wolzogen schreibt 2015: „Doch wer ist nun diese tolle Person, die über eine rauchende Industrielandschaft reitet? E.T.A. Hoffman hat es im ‚Sandmann‘ [1817] verraten: es ist der ‚tolle Mensch‘. Es ist Schinkel, der mit der Lampe am hellichten Tag Gott oder das Schöne sucht“ (S. 330). Unter der Abb. 68 steht allerdings richtig: „Allegorie auf Beuth. Den Pegasus reitend.“

Nicht ohne Geschick, aber ohne Überzeugungskraft baut Wolzogen Brücken, um weit Auseinanderliegendes zu verbinden. Eine Vorarbeit zu dem Gemälde „Gotische Kirche auf einem Felsen am Meer“ von 1815 wird schlicht als „nach Lorrain“ erklärt (S. 262f., II S. 328, Abb. 55, 56), und dazu wird der Titel einer Zeichnung Claudes im Frankfurter Kabinett „Landschaft mit rundem Turm und Meeresbucht“ etwas verändert; „rundem“ wird gestrichen und in Klammern ein zweiter Titel „Kathedrale am Wasser“ hinzugefügt. Wolzogen möchte bei Schinkel „barocke Lebensfreude“ erkennen, sieht diese sogar in den alptraumhaften Architekturvisionen des Monsù Desiderio (Abb. 57) und erkennt hinter Schinkels für Hardenberg gemalten „Erntefestzug“ zum Brunnen der Felicitas publica Watteaus Gemälde mit der Einschiffung zur Liebesinsel Cythera, das „lange in Sans Souci“ hing, in Wahrheit jedoch im Potsdamer Stadtschloß.

Der Kommentarband (II, S. 261) schließt mit einer „Entdeckung“ nach der Endredaktion des Manuskriptes. In Franz Catels Schinkel-Porträt („à la Mick Jagger“) in seiner Neapeler Wohnung „wurde ein bisher unbekanntes Detail ... bekannt. Neben Schinkel auf einem Tisch liegend erkennt man ein längliches Blatt Papier, auf dem astronomische Darstellungen erkennbar sind, die sich offenbar auf die in der zeitgenössischen Literatur lebhaft kommentierten Erscheinungen zweiter Kometen beziehen. Es folgen weitere Spekulationen, die die Brücke zum Uranos-Entwurf schlagen. So unbekannt aber ist das Detail nicht. Im Band des Schinkel-Werkes über die Italienreisen heißt es im Katalogtext zu einem auf drei zusammengeklebten Blättern gezeichneten Blick auf den Golf von Neapel mit Capri und den Baumwipfeln des unterhalb des Hotels liegenden Gartens auf seinem Gemälde ‚Schinkel in Neapel‘ ‚... von 1824 getreu wiedergeben.“ Darin liegt der eigentliche Witz des Gemäldes, das für Susanne Schinkel bestimmt war: Schinkel zeichnet, was er sieht.

Trotz des zwiespältigen Eindrucks, den das Werk Wolzogens hinterläßt, kann die künftige Schinkel-Forschung an ihm nicht vorbeigehen. Die Spreu muß vom Weizen gesondert werden. Wenn von ihm Impulse ausgehen, neue Quellen zu erschließen und bekannte kritisch zu prüfen, wird es positiv wirken.

Helmut Börsch-Supan